

Dec 7

LIBRARY
OF
TORONTO
LIBRARY



Das
Tagebuch Kaiser Friedrich's.

Gustav Freytag
über Kaiser Friedrich.

Zwei Aufsätze
aus den Preußischen Jahrbüchern
von
Hans Delbrück.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1889.

27756
14/0193



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

Das „Tagebuch“ Kaiser Friedrichs.

Die Leidenschaften, welche die Veröffentlichung „Aus dem Tagebuche Kaiser Friedrichs“ erregt hat, sind so gewaltig, daß es schwer hält, zu dem Standpunkt unbefangener Würdigung hindurchzudringen. Das Hülfsmittel, dessen man sich zu diesem Zwecke bedienen muß, das den Nebel spaltet und den Blick frei macht, ist eine vollständige Trennung des Inhalts des „Tagebuchs“ selbst von der Thatſache und der Art der Publication. Man muß suchen, sich in einen Historiker des 20. Jahrhunderts hineinzudenken, der aus den geschichtlichen Documenten die Ereignisse und Personen der Vergangenheit unabirrt vom Interessenkampfe der Gegenwart rekonstruiert.

Eine der kostbarsten Fundgruben für seine Arbeit sind ihm solche Tagebücher; sie sind recht eigentlich sein, seine Domäne, sein Erbtheil. Niemals sind „Tagebücher“ für die Mitlebenden bestimmt, ihr Zweck ist, ein Stück des Lebens ihres Schöpfers zu sein, mit ihm zu sterben und erst in der Geschichte wieder aufzuerstehen*).

*) Das Tagebuch Kaiser Friedrichs aus dem Jahre 1870 ist, wie in diesem Zusammenhang nöthig scheint, zu bemerken, nicht me-

Versuchen wir also die falsche Verkuppelung mit der Gegenwart, in welche dieses „Tagebuch“ versetzt ist, künstlich zu lösen und von ihm zu sprechen, als wenn es etwa eine Geschichte aus den Freiheitskriegen wäre.

Da entfaltet sich vor uns der große Gegensatz des deutschen Einheitsgedankens und des deutschen Particularismus, verschlungenen mit dem zweiten nicht geringeren Gegensatz von Absolutismus und Parlamentarismus.

Die Leidenschaft, welche diese Ideen einst mit Leben erfüllte, ist erloschen; in höheren Einheiten sind die Gegensätze überwunden. Im Constitutionalismus haben sich Parlamentarismus und Absolutismus versöhnt; in einer kunstvollen Bundesverfassung, erfüllt vom Geiste der Eintracht wirken Sonderleben und nationales Leben ineinander. Der Historiker weist nach, wie der gewaltige Impuls zur Schaffung des neuen deutschen Nationalstaats gegeben wurde durch den unwiderstehlichen Drang des auf den Flügeln des politischen Idealismus dahinrauschenden nationalen Geistes. Die politische Gestaltungskraft aber entsprang nicht ihm, sondern eben dem entgegengesetzten, dem feindlichen Prinzip, dem harten, nüchternen, ideenlosen Particularismus. Nie hätte dieser etwas dauernd Großes aus sich mehr hervorbringen können, hätte ihm nicht jener den Anstoß dazu gegeben. Nie hätte der nationale Ge-

talographirt worden, wie es mit, sehr vorsichtig gefassten, Extracten aus dem Jahre 1866, über die morgenländische und über die spanische Reise geschehen ist.

danke Fleisch werden können, hätte ihm nicht der preußische Particularstaat den Knochenbau gebildet. Welch' eine Zähigkeit im Kleinstaatenthum, daß im Jahre 1866 die Deutschen um seine Erhaltung sich gegenseitig morden und tödten! Welch' eine Kraft des nationalen Gedankens, daß vier Jahre später der besiegte der feindlichen Brüder dem Sieger beispringt gegen den Angriff des Fremden! Vier Jahre lang in Preußen leidenschaftlicher, haßerfüllter Kampf zwischen Volk und König um die Ausübung der öffentlichen Gewalt: da öffnen sich die Thore der großen Ereignisse, man blickt sich gegenseitig in die Augen, sieht aus aller Erbitterung doch den Glanz der alten Treue hervorleuchten und schließt den Bund des neuen Staats- und Verfassungslebens, das für alle Zeit Freiheit und Autorität, Kraft des Ganzen und Selbständigkeit des Einzelnen vereinigen soll.

Und jetzt das Wunderbarste in dieser Antithese der großen geistigen Organismen: der Erbe des Complexes der einen Seite, der geborene Verfechter von Preußenthum und Monarchenthum, der Kronprinz von Preußen selbst, er stellt sich auf die Gegenseite und ruft: Deutschland, politische Freiheit! Ist er damit der vom Schicksal Ekkorene, in dem sich die Jahrhunderte vermählen sollen? So ideal vollziehen sich in der rauhen Wirklichkeit die Dinge nicht. Man beachte wohl: die Dinge. Die Dinge sind nie ideal. Aber die Idee selbst verliert darum nichts und nie ist die Macht der Idee stärker in der Weltge-

schichte erschienen als hier. Alle äußeren Mittel der Macht, das stärkste Heer und das energischste Beamtenthum waren in den Händen der Vertreter des Alten. Die Idee des Nationalstaats und die Idee der mitregierenden Volksvertretung war dennoch stärker und hat sie gezwungen sich von innen aus umzuwandeln. Sucht man nach den Stellen, wo solche Macht der Idee greifbar, concret zu Tage tritt: nun eben, hier der Kronprinz von Preußen, dort der König von Bayern werden von ihr ergriffen und unterworfen; sie macht sie sich zu ihren Dienern und Rittern; größere und stärkere Heerschaar ist nicht denkbar.

Was wäre geschehen, wenn die Ausführung gelegt worden wäre in die Hand dessen, der in seiner Person und in seinem Geiste die beiden entgegengesetzten Richtungen vereinigte? Die Geschichte beantwortet diese Frage nicht, weil es ihr durchaus an dem Material zu der Beantwortung gebracht. Sie stellt fest, daß die Verwirklichung der deutschen Idee und des constitutionellen Staates tatsächlich einem Monarchen zufiel, der vorher für die Incarnation des Altpreußenthums galt, und noch mitten in der Ausführung sagen konnte: „er mache sich kein Haar breit darans.“ Die Historie wird weiter feststellen, wie sehr gerade dies Verhältniß dem Werke selbst zum Vortheil gereicht hat; wie durch die Mäßigung im äußeren Einigungswork der Geist der Einigkeit und des Vertrauens gestärkt wurde. Sie spricht damit nicht das Urtheil aus, daß jede andere Ordnung unmöglich oder schlechthin schädlich ge-

wesen sein würde; sie sagt nur, daß mit der Individualität dieses Monarchen, Wilhelms I., an der Spitze das Werk diese ganz bestimmte und wie der Erfolg gelehrt hat, segensreiche Form annahm. Wäre der Kronprinz damals Kaiser gewesen, manches wäre gewiß anders gemacht worden, aber es ist nicht erlaubt, etwa aus den Vorschlägen, die er damals als Kronprinz gemacht und in seinem Tagebuch selbst fixirt hat, unmittelbar weder eine praktische Politik zu construiren, noch auch nach ihnen ohne Vorbehalt die politische Art und Begabung des Kronprinzen zu beurtheilen. Staatsmänner werden durchaus nur beurtheilt nach den Ideen, die sie in der Praxis für die Praxis verfolgen. Der kleinste Zwischenraum, der zwischen Idee und Praxis bleibt, verändert den Maßstab für die Beurtheilung von Grund aus. Man lese heute einmal die Vorschläge, welche Stein und Hardenberg noch auf dem Wiener Congreß für die Gestaltung des deutschen Bundes machten, der Eine der ehemalige, der Andere der active leitende Minister Preußens. Phantastisch genügt nicht für solche Vorschläge, sie sind grotesk; sie zerrissen in Wahrheit Deutschland, statt es zu einen, vernichteten die Zukunft Preußens und gaben dennoch dem zu schaffenden Bunde nicht das Rüstzeug eines wirklichen Staates. Hat ihnen je ein Historiker hieraus einen Vorwurf gemacht? Nein, mit Freude und Stolz spricht man bis auf den heutigen Tag von diesen Entwürfen, als einem Denkmal der Stärke der deutschen Idee, welche die Geister selbst ergrau-

ter Diplomaten im Sturme mit sich fortriß, so hoch, daß sie das Realisirbare nicht mehr zu erkennen vermochten. Die Erinnerung an diese ihre Gesinnung ist geblieben, ihnen zur ewigen Ehre, über den Inhalt ihrer Vorschläge blickt man hinweg; sie hatten noch nicht die Aufgabe einen wirklichen deutschen Staat zu schaffen, obgleich sie, und das ist ihr Ruhm, sie schon zu haben glaubten. Nicht anders wird die zukünftige Historie urtheilen, wenn sie in dem Tagebuche Kaiser Friedrichs liest, daß ihm die deutsche Einheitsarbeit von 1870 nicht genügte, daß ihm die am Werke thätigen Staatsmänner nicht eifrig und feurig genug waren, daß er im äußersten Falle keine Scheu gehabt haben würde Gewalt anzuwenden gegen den, der sich in Güte nicht fügen wollte und sei es gegen die Bundesbrüder mit denen man eben, Schulter an Schulter, den Franzmann bekämpfte. Wäre es möglich gewesen, damals das ganze deutsche Heer zu einem einheitlichen „kaiserlichen“ zu machen und das souveräne Fürstenthum auf bloße Lordshaft zu reduciren? Auch durch die Ausführungen des Tagebuchs wird sich die zukünftige Historie schwerlich verleiten lassen, hierauf eine Antwort zu suchen, denn es ist nur der Kronprinz, der spricht und nicht der Souverain. Wiederholen, und immer wiederholen aber wird sie aus diesen Blättern, wie der nationale Gedanke sich im preußischen Königshause selbst seinen vornehmsten Vertreter erobert und dieser Vertreter als der Idealist unter den Staatsmännern den Ereignissen vorauszueilen sucht, um

ihnen den Weg zu bereiten, drängt, klagt, schilt, endlich jubelt, als in rechter Feier der neue Kaiser und das junge Reich in die Weltgeschichte ihren Einzug halten.

Warum machen nun diese Tagebuchblätter auf die heutige öffentliche Meinung einen keineswegs so vortheilhaften Eindruck? Nicht das Tagebuch ist daran schuld, auch nicht das Publikum ist daran schuld, sondern die objective Thatzache, daß beide nicht für einander bestimmt sind und nicht für einander passen. Es ist ein Irrthum, daß Worte und Sätze dasselbe bedeuten, ob sie gesprochen, geschrieben oder gedruckt sind, privatim oder öffentlich verlauten. In dem Augenblick wo ein Wort, das die Seele in dem Gefühl ihrer Undurchdringlichkeit mit sich selbst spricht, an die Offentlichkeit gebracht wird, verändert es seinen Sinn und wer es richtig verstehen will, muß mit systematisch geübter Kunst es aus einer Sphäre in die andere, aus der Sprache des Tagebuchs in die Sprache der Geschichtserzählung zu übersetzen verstehen. Diese Kunst existirt, sie ist nicht einmal übermäßig schwer, aber für das Publikum zu schwer. Sie ist um so mehr zu schwer, wenn der Parteigeist sich des Proesses bemächtigt und ihn mit allen Mitteln der Sophistik zu verhindern sucht.

So ist es mit diesem Tagebuch geschehen und so mußte der Erfolg sein. Wer rechnet es York heute noch zum Verbrechen an, daß er über Stein's Fall höhnte: nun sei der Viper der Kopf zertreten; daß er dem Könige Gneise-

naus Genialität als Heerverderbiß denunzirte? In welchen Ausdrücken der Härte und der Mißachtung hat Stein von Hardenberg, Prinz Heinrich von Friedrich dem Großen gesprochen! Es ist nicht anders. In großen Zeiten und Thaten giebt es auch zwischen den Cooperirenden große Gegensätze. Nur in fortwährendem Ringen miteinander haben Kaiser Wilhelm und Herr von Bismarck sich ihrer Zeit nebeneinander fortbewegt. Nur in mühseligen Verhandlungen und Schiebungen konnten trotz aller nationaler Gesinnung die Verträge mit den süddutschen Staaten in Paragraphen gebracht werden. Wer sich mit einiger Lebhaftigkeit der Phantasie in die gährende Epoche von 1870 versetzt und dann die Blätter des Kronprinzlichen Tagebuches durchgeht, wird erstaunt sein, nicht schärfere Nachklänge von Differenzen hier anzutreffen, als sie diese meist humoristisch oder satirisch gefärbten Augenblicks-Eindrücke bieten. Es ist sehr wohl glaublich, daß der Herausgeber, wie er angiebt, Schärferes gestrichen hat. Auch nicht entfernt reichen die hier auftauchenden Disharmonien an die markenschütternden Conflicte in den Hauptquartieren der Freiheitskriege. Eine optische Täuschung, welche dem unvorsichtigen Leser hier verhältnismäßig harmlose Sachen wie große Actionen erscheinen läßt, bloß weil die Indiscretion der Publication so ungehenerlich ist, diese optische Täuschung ist so stark, daß sie das Erzählte selbst hier und da in den entgegengesetzten Eindruck verkehrt. Der Kronprinz zeichnet auf, wie er von Mißtrauen erfüllt ist um

den Ernst des nationalen Gedankens und des, constitutionellen Regiments bei seinem Vater und beim Bundeskanzler. Nichts erklärlicher als zuweilen ein solches Miftrauen bei einem Manne, der sich mit seinem Enthusiasmus für diese Ideen erfüllt hatte, gegenüber den beiden Anderen, die erst allmählich und langsam in die neue Idee hineingewachsen waren und vermöge der beiderseitigen Stellung fortwährend genöthigt, das Wasser der Praxis in den brausenden Wein des idealen Strebens zu gießen. Nichts schöner als zu sehen, wie schnell solch' aufkeimendes Miftrauen überwunden wird; wie ein Händedruck nach einer großen Entscheidung das Einvernehmen zwischen dem Kronprinzen und dem Kanzler besiegt; wie der König, dem im Herzen dies Volksvertretungswesen von seiner Jugend her so unsympathisch und verdächtig, nachdem er schon früher aus Einsicht ihm entgegengekommen, nun auch in der Größe des Moments, wohl vorbereitet durch die leise arrangirende Hand des Sohnes, in seinen Empfindungen übermannt, dahinschmilzt und damit den Umwandlungsproceß vollendet. Geistvoll, pikant, anschaulich stehen diese Scenen vor uns da. So wird sie der künftige Historiker lesen: das heutige Publikum liest das gerade Gegentheil heraus: nicht den Ausgleich, sondern die Differenz, nicht das zu Grunde liegende Dauernde, sondern die zufällige Erscheinung.

So ist ein unwiderbringlicher Schade dem Andenken Kaiser Friedrichs zugefügt worden durch die vorzeitige Veröffentlichung dieser Blätter. Die Zeit aber wird kommen,

wo sie aus den trüben Wassern, durch die sie jetzt gezerrt werden, gerettet, als kostliches Denkmal eines edlen Herzens und deutscher Gesinnung mit ungetheilter Pietät vom deutschen Volke verehrt werden.

Gustav Freytag über Kaiser Friedrich.

Mit Beklommenheit habe ich dies Buch gelesen und mit Bitterkeit habe ich es endlich aus der Hand gelegt. Sagt man, es ist die Wahrheit, welche bitter schmeckt, so antworte ich: solchen Trank zu kredenzen, ist gut, es ist höchste, edelste Mannestugend, wo eine Nothwendigkeit, wo ein Zweck vorliegt. Hier sehe ich keine Nothwendigkeit und keinen Zweck. Welchem preußischen Könige, ja nur welchem hervorragenden Mann ist es geschehen, daß ein Jahr nach seinem Tode von Freundeshand der Welt ein Charakterbild übergeben wird, in dem mit einer wahren Erbarmungslosigkeit jeder Zug nach der Seite der Schwäche hin ausgemalt und ausgeführt ist? Selbst der goldige Schimmer der Liebenswürdigkeit und Herzensreinheit, in den das Ganze getaucht ist, muß diesen Eindruck nur verstärken. Daß ein großer Dichter und Schriftsteller mit diesemilde ein Kunstwerk geschaffen, das Alle lesen und von dessen Eindruck sich das Gemüth des Volkes beherrschen lassen wird, verschärft immer von Neuem in uns das Gefühl des Bedauerns. So unsere Empfindung, wenn die Charakteristik Freytags richtig wäre. Sie ist aber nicht richtig.

Ich würde mich desselben Fehlers schuldig machen, dessen ich den sonst so verehrten Mann anklagen muß, wenn ich auf die intimen Einzelheiten seiner Schilderung eingehen wollte, um dieses zu bestreiten, jenes zu bestätigen, anderes durch Ergänzung zu vervollständigen und dadurch erst in das rechte Licht zu rücken. Alle solche Intima lasse ich auf sich beruhen, um zwei Punkte herauszugreifen, die ihrer Natur nach der allgemeinen Geschichte angehören und bei denen ich außerdem glaube, nicht bloß Zeugniß gegen Zeugniß sezen, sondern auch mein Zeugniß durch allgemeine Argumente von einleuchtender Kraft verstärken zu können.

Das Erste ist die Stellung des Kronprinzen zur deutschen Kaiserkrone, nach der Freytag das ganze Büchlein betitelt, obgleich es ja tatsächlich noch von vielem Anderem handelt.

„Aus dem fürstlichen Stolz, sagt Freytag, erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaiserthums.“ Dazu führt er des Weiteren aus, wie erfüllt von der Hoheit seines Standes der Herr gewesen, daß er „hochfahrender war als andere seiner Standesgenossen, wo er Veranlassung hatte, sich an seine eigenen Ansprüche zu erinnern“, daß das Ziel seines Strebens war, sich und sein Haus durch die Kaiserwürde über die anderen fürstlichen Familien Deutschlands zu erheben. Mit diesem Adelsstolz Hand in Hand ging ein lebhafter Sinn für Ceremoniell, Gepränge, Festlichkeiten, „bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt“.

Alle diese Züge sind als Einzelheiten richtig und das Ganze dennoch falsch. Rang und Gepränge waren dem Herrn wohl ernsthafte Sachen und viel mehr als bloße Dekoration, und die Kaiser-Idee hat hieraus gewiß einige Nahrung gesogen, aber ihre Wurzeln gingen doch viel tiefer. Der Kronprinz sah in der Kaiser-Idee die Verkörperung der nationalen Idee und weil er sich aus der preußisch-partikularistischen zu voll deutsch-nationaler Gesinnung emporgearbeitet hatte, deshalb wollte er für das nationale Werk auch die Krönung, die es allein als vollständig erscheinen lassen konnte, die Krönung mit der Kaiserkrone. In der öffentlichen Meinung, so weit sie national, monarchisch und unreflektirt naiv war, dachte man nicht anders. Freytag sagt, daß viele Männer, ja die herrschende Meinung in Norddeutschland damals von dem Kaiserthum nichts habe wissen wollen. Ich bestreite das. Gegen das Kaiserthum waren außer den preußischen und sonstigen Partikularisten eine Anzahl Gelehrter, die auch einmal „Realpolitiker“ sein wollten, die, weil sie erkannt hatten, daß es mit dem „ganz-deutschen“ Enthusiasmus (nämlich mit Oesterreich) nicht gehe, nun Alles nüchtern und praktisch zurechtmachen wollten und Alles, was die Gefahr romantischer Begeisterung mit sich brachte, als alten unnützen Plunder abzuthun riethen. So entstand die realpolitisch sein sollende und durch und durch doktrinäre Idee eines „deutschen Königs“ oder gar „Herzogs“ als „Bundesfeldherrn“. Der alte „Kaiser“ war ja, wie man belehrt wurde, gar kein

„deutscher“, sondern ein „römischer“ Kaiser gewesen. Was die Herren aber verkannten, war, daß ein solcher Titel, wie jedes historische Produkt im Lauf der Jahrhunderte seinen Charakter ändern kann. War denn etwa das mittelalterliche Kaiserthum in Wirklichkeit das altrömische Cässarenthum, dessen Namen es trug? Nein, es war trotz seines römischen Namens eine deutsche Institution geworden und lebte als solche im Bewußtsein des deutschen Volkes. In all seiner Hohlheit war es bis zuletzt die höchste Repräsentation des deutschen Namens und mit vollem Recht hat deshalb das deutsche Nationalbewußtsein von den Freiheitskriegen an sein glühendes Begehr nach neuer staatlicher Einheit eingekleidet in die Form, daß ihm wieder ein Kaiser werden möge. Es war der gesündeste natürliche Instinkt, daß das nun zu gründende Reich nicht als eine moderne Neubildung moderner Wünsche und Interessen erscheine, sondern als eine Fortbildung uralter Überlieferung. An nichts leidet das heutige Frankreich mehr, als daß es den Versuch gemacht hat, eine Jahrhunderte alte Staatsbildung vollständig zu zerstören, seine Vergangenheit hinter sich zu werfen und ein von Grund aus neues Wesen beginnen zu wollen. Zum nationalen Dasein gehört nicht blos die nationale Sprache und der nationale Staat, sondern auch die nationale Geschichte. Es ist unser Stolz und es ist ein Theil unsres Seins, daß die Sachsen-, Franken- und Staufen-Kaiser unsre Kaiser gewesen sind und noch heute ziehen wir mit Friedrich Barbarossa in die roncalischen

Gefilde und ins heilige Land und stehen im Büßergewand mit Heinrich IV. vor den Thoren von Canossa. Eine echte deutsche Gelehrtenſchrulle war es daher, daß es ein einiges Deutschland geben könnte ohne einen deutschen Kaiser. Verständlich und politisch richtig war die Abneigung gegen das Kaiserthum vom Standpunkt des altpreußischen Partikularismus, wie ihn König Wilhelm bis zum Jahre 1870 vertrat. Beides, dieser preußische Partikularismus und der nationale Enthusiasmus waren, wie das oft dargelegt worden ist, nothwendig, um das neue deutsche Reich zu begründen. Ich habe darüber in meinem Aufsatz über das Tagebuch Kaiser Friedrichs gesprochen. Völlig unfruchtbar aber war die Vorstellung eines aus nationaler Gesinnung emporgewachsenen und von nationaler Gesinnung getragenen neudeutschen Staats ohne die Anknüpfung an die Vergangenheit durch den Kaisertitel. Jedes nicht durch gelehrt Theorien auf Abwege geführte Gemüth mußte es damals so empfinden und hat es so empfunden. So hat es auch der Kronprinz empfunden. Ich weiß es aus eigner Kenntniß und aus dem Zeugniß der ihm Nächststehenden. Nur durch denselben Doctrinariismus, der ihm das Wesen des Kaiserthums überhaupt verschleiert hat, kann Freytag sich die Erkenntniß dieser so einfachen und so natürlichen Wahrheit versperrt haben.

Wie Freytag hier dem Kronprinzen schweres Unrecht thut, indem er sein idealstes Streben aus einem kleinlichen Motiv ableitet, so verschiebt er, gezwungen durch seinen

falschen Ausgangspunkt, den ganzen weiteren Zusammenhang. Er nennt den Kronprinzen „den ersten Urheber und die treibende Kraft“ für das Kaiserthum. In welchem Licht müßte uns zukünftig unser Kaiserthum erscheinen, wenn wir ihm keinen tieferen Ursprung vindiciren dürften als fürstlichen Familienstolz? Was heißt überhaupt „erste Ursache“? Auch eine amtliche Denkschrift, welche bereits in Rheims dem König vorgelegt wurde, entwickelte aus der gesammten Lage die Notwendigkeit, daß er „das Opfer bringen“ und den Kaisertitel annehmen müsse. Hatten aber die Deutschen nicht schon 1814 auf dem Wiener Congreß einen Kaiser verlangt? Freytags Ausdruck klingt so, als ob das Kaiserthum etwas von außen und willkürlich in die nationale Frage hineingetragenes gewesen wäre. Nicht darin bestand das Verdienst des Kronprinzen um die Neuerrichtung des Kaiserthums, daß er auf die einzelnen politischen Schritte einen Einfluß geübt oder gar, daß er dem Grafen Bismarck diesen Gedanken unter den Fuß gegeben, sondern darin, daß er, der Thronerbe Preußens seine ganze Persönlichkeit mit dem nationalen Gedanken erfüllt hatte und dadurch Zengniß gab von einer so unwiderstehlichen alles überwältigenden Kraft dieses Gedankens, daß auch der vorsichtig tastende, praktische leitende Staatsmann sich ihm vertrauen und die Segel des Schiffes auf diesen Wind stellen konnte. Nicht, daß er das Kaiserthum schuf, ist der Ruhm des Kronprinzen, denn das konnte nur der Staatsmann, der die Geschäfte besorgte; auch nicht, daß er die

erste Anregung dazu gab, denn die gaben damals Hunderte zugleich; sondern, daß er in seiner Eigenschaft als preußischer Kronprinz sich zum Repräsentanten der deutschen Idee machte. Einer der Herren, die den Kronprinzen als Adjutanten begleiteten, da er nach Süddeutschland reiste, um den Oberbefehl zu übernehmen, erzählte mir, wie auf jedem Bahnhof die Bevölkerung mit dem Bürgermeister an der Spitze, dastand und die Ansprachen und Hochrufe sich wiederholten und kein Ende nehmen wollten, da habe zuerst auf dem Bahnhof zu Ingolstadt sich in das Hochrufen auf den Kronprinzen der Ruf gemischt: es lebe der deutsche Kaiser. Was war auch den Ingolstädtern der preußische Kronprinz? Der Herr selbst hatte es nicht gehört, aber als es nachher in den Bericht aufgenommen werden sollte, da fragte er mit der ungläubigen Mieneemandes, dem doch das „Nein“ eine Herzkrankung sein würde: Hast Du es auch wirklich gehört? Der Ruf wurde vorsichtiger Weise in dem Bericht wieder gestrichen, hier aber stehe er als ein historisches Beispiel, wo wirklich die „erste Anregung“ zum Kaiserthum zu suchen ist.

Frentags pseudo-realpolitische Unterschätzung des Kaiser-titels giebt auch den Ton an für die an die Spitze gestellte Schilderung von des Kronprinzen Vorliebe für Rang-Ceremonien, Wappen, Titel, Orden, Gepränge. Es ist nicht richtig, daß alle diese Dinge so werthlos sind. Von je hat zu Herrschaft und Größe auch Repräsentation gehört. Das Volk verlangt sie und vermißt sie oft schmerzlich, wo

sie nicht geboten wird. Niemand wußte das besser, als der bis zum Cynismus realpolitische Staatsmann, Napoleon I., der in Sandalen, Cäsarenkostüm und Bienenmantel auf das Marsfeld hinauszog sich dem Volke zu zeigen. Bei allem Eifer, den der Kronprinz solchen Dingen widmen konnte, ironisierte er doch auch selbst wieder darüber, ein Beweis, daß seine Werthschätzung ihre Grenzen hatte. Wenn Freytag sagt, er hatte die „herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand“, so möchte ich diesen Satz sehr einschränken. Er hatte eine sehr, eine überaus hohe Meinung vom Fürstenstande, aber durchaus nicht die „herkömmliche“. Zu dieser „herkömmlichen“ gehört auch eine scharfe Unterscheidung zwischen dem niederen Adel und dem Bürgerthum, und zwar eine Unterscheidung, welche nicht bloß äußerlich ist, sondern sich auf den Werth der Person erstreckt. Von solcher Unterscheidung wußte Kaiser Friedrich nichts; hier war er der philosophische Humanist des neunzehnten Jahrhunderts. Was er in den Titeln und Stammbäumen schützte und pflegte, war das rein Aeußerliche, wenn das Wort „Dekoration“ zu gering flingt, der Schmuck.

Der zweite Punkt, den ich glaube behandeln zu dürfen, ist Freytags Urtheil über den Kronprinzen als Feldherrn. „Wer sagen wollte, er ist zum berühmten Feldherrn geworden, ohne daß er ein tüchtiger Soldat war, der würde dem geliebten Todten kein Unrecht thun“, heißt es. Lautete der Ausdruck, „zum tüchtigen Feldherrn geworden ohne ein

tüchtiger Soldat gewesen zu sein" — so würde sich darüber reden lassen. Man würde dann den Ausdruck „tüchtiger Soldat“ in sehr engem Sinne fassen, beinah wie „Commiss-Soldat“, oder etwas höher in dem Sinne, wie öfter Offiziere, denen sonst geistige Begabung fehlt, doch als Truppenausbildner gerühmt werden. Niemand könnte etwas darin finden, wenn in diesem Sinne dem Kaiser Friedrich der „tüchtige Soldat“ abgesprochen würde. Die Ergänzung dazu aber, die Freytag giebt, ist nicht ein „tüchtiger“, nicht einmal ein „erfolgreicher“, sondern nur ein „berühmter“ Feldherr, also ein Epitheton, das auch nicht den leitesten Schatten persönlichen Verdienstes einschließt. Der umschreibende Satz, der vorhergeht, lautet „im Kriege führte er die militärischen Aufgaben eines Feldherrn nur deshalb vor trefflich durch, weil er seinem Generalstabchef durchaus vertraute, und die fürstliche Schaustellung, sowie die Verantwortung sehr bereitwillig auf sich nahm“. Nach Freytags Meinung sollen die beiden Sätze mit einander übereinstimmen: in Wirklichkeit hebt der eine den andern auf. Freytag hat offenbar keine Vorstellung davon, was es heißt in der Kriegsführung die Verantwortung auf sich zu nehmen. Das volle Gewicht dieses Satzes zu empfinden, ist auch nicht ganz leicht, ohne eingehendes Studium kaum zu erringen. Beweis: daß noch heute die populären Schriftsteller nicht im Stande sind, richtige Formulirungen für das Verhältniß Blüchers und Gneisenau's zu finden; selbst Bernhardi hat darin noch sehr fehlgegriffen. immer wieder

taucht die alte Formel auf: sie ergänzten einander; wie ich einmal in der Aufzeichnung eines Adjutanten gefunden habe: sie ergänzten einander, wie ein roher Edelstein und ein geschliffener. Worin ergänzt denn der rohe Edelstein den geschliffenen? Der alte Soldat, der das schrieb, hatte das Richtige, was er erlebt hatte, nicht auszudrücken vermocht und verfiel so in das mißglückte Gleichniß. In nichts, in durchaus nichts bedurfte Gneisenau der Ergänzung durch Blücher; sogar wenn einmal die Noth auf's Höchste stieg, so war es nicht Blücher, der Gneisenau aufrecht erhielt und tröstete, sondern Gneisenau Blücher. Dennoch und mit Recht ist Blücher der Feldmarschall der Preußen in den Freiheitskriegen, nur weil er die Verantwortung trug und auf sich nahm. Die Kühnheit, der Muth des Entschlusses, die Verantwortung bilden eben den eigentlichen Kern des kriegerischen Genius. Kaum können zwei Personen einander unähnlicher sein als das etwas unsaubere geniale Naturkind Blücher und der feingebildete, Alles dessen, was man genial zu nennen pflegt, gewiß durchaus entbehrende Kronprinz. Dort Alles sorgloses Selbstvertrauen, hier Impressionabilität und ängstliche Sorge, pflichtmäßig Alles zu erwägen und allen Umständen gerecht zu werden. Blücher war im Stande, als er das Heer bei Möckern zur Schlacht führte, zwischendurch einmal einen auffringenden Hasen zu hetzen: Gneisenau machte ja derweilen die Sache und auch wenn er einen Fehler mache, der Alte getraute sich, es doch durchzufechten. Der

Kronprinz hatte durchaus nichts von dieser natürlichen Verwogenheit und Sicherheit; er hatte von Natur sogar das Gegenteil. Aber er hatte sich die Erkenntniß erworben, daß im Kriege Muth, Entschlossenheit und Festigkeit die entscheidenden Tugenden seien. Er erkannte und empfand das militärische Ingenium seines Generalstabschefs und ermöglichte, indem er ihm nunmehr voll vertraute, ein Zusammenwirken, welches mit dem zwischen Blücher und Gneisenau trotz der höchsten persönlichen Verschiedenheit, in diesem einen Punkte in der That eine gewisse Aehnlichkeit hat. Freytags Satz „er nahm sehr bereitwillig die Verantwortung auf sich“, spricht ein sehr großes Wort sehr gelassen, viel zu gelassen aus. Durchaus nicht jedem prinzipiellen Heerführer läßt es sich nachrühmen. Die Einschränkung, die bezüglich des Vergleichs mit Blücher und Gneisenau noch zu machen ist, liegt hauptsächlich darin, daß Situationen und Entschlüsse von so ungeheurer Gefahr, wie in den Freiheitskriegen, in den Kriegen von 1866 und 1870, überhaupt nicht vorhanden und zu fassen waren, namentlich die Probe der großen Niederlagen ist unserer Generation erspart geblieben. Es ist unnöthig zu grübeln, was, gesetzt diesen oder jenen Fall, vielleicht gekommen sein würde. Sicher aber ist und durch die Erzählungen der Nächstbeteiligten bezeugt, daß der Kronprinz sich den gefährlichen und drangvollen Momenten, die tatsächlich an ihn herangetreten sind, gewachsen gezeigt hat. Ich darf erinnern an die Scene aus der Schlacht bei Wörth, die ich

in meine „Persönlichen Erinnerungen“ eingeflochten habe, wie der Kronprinz die Bayern ins Gefecht schickte. Das war nicht der Generalstabschef, das konnte auch kein Generalstabschef. Das konnte nur der Feldherr selbst. Gewiß war es mit dem Rath des Generalstabschefs, daß, als das Oberkommando um 1 Uhr auf dem Schlachtfeld erschien, das unabsichtlich eingeleitete Gefecht als Schlacht durchgefochten wurde. Aber der Entschluß und die Haltung, die er dabei bewahrte, und die Wirkung, die von dieser Haltung auf die ganze Armee ausstrahlte, ist nicht bloß „fürstliche Schaustellung“, sondern eine wirkliche und echte, ruhmwürdige, kriegerische That des Kronprinzen selbst.

Die größte Gefahr, in der in diesen neuesten Kriegen die preußische Armee geschwebt hat, war am Morgen des zweiten Tages des Einmarsches in Böhmen (28. Juni). Das I. Armeecorps war bei Trautenau geschlagen und wieder über das Gebirge zurückgegangen. Das Gardecorps steckte noch in den Pässen und mit einer einfachen Wendung hätte Gablenz, der eben bei Trautenau gesiegt, ihm den Austritt versperren können. Steinmeß, mit dem V. Corps (verstärkt durch eine Brigade des VI.) stand hart vor einem mehr als doppelt (35000 gegen 80000) überlegenen Feinde. Hätte der Feldzeugmeister Benedek, der selbst zur Stelle war, eine Ahnung gehabt von der Situation bei den Preußen, so hätte er einen glänzenden Sieg ersehnen, die Steinmeß'schen Truppen vielleicht völlig zertrümmern können. Aber er suchte seinen Sieg an einer

andern Stelle und in dem Augenblick erraffte Steinmetz seinen glänzenden Triumph bei Skalitz und die Garde brach hervor aus den Gebirgspässen bei Soor. Auch auf preußischer Seite wußte man natürgemäß nicht, in wie großer Gefahr man tatsächlich schwelte, aber der heutige Betrachter möge sich nur einmal hineinversetzen in die Lage, täglich von der Möglichkeit solcher Gefahren umringt zu sein um eine Empfindung davon zu erhalten, was es heißt dabei Ruhe und Sicherheit zu bewahren. In den „Militärischen Briefen“ des Prinzen Hohenlohe findet sich (Bd. 2 S. 141) eine Schilderung, die sich nur auf den Kronprinzen an diesem Morgen beziehen kann und hier als Illustration eingeschoben werden möge.

„In einem der Feldzüge, erzählt Hohenlohe, meldete ich mein Eintreffen meinem Ober-Commandirenden, der auf einer Höhe hielt. Man sah und hörte rechts und links von uns in der Entfernung von mehr als einer Meile heftiges Gefecht. „Ich bin persönlich in einer verzweifelten Lage“, sagte der Feldherr. „Rechts schlägt sich eins meiner Armee-Corps, links ein anderes. Der heutige Tag ist entscheidend für die Armee und ich bin verurtheilt, hier nichts zu thun, als eine Pfeife nach der andern zu rauchen, denn ich habe angegeben, daß Meldungen mich auf dieser Höhe treffen, und wenn ich sie verlasse, bringe ich Konfusjon in die ganze Armeeführung.“

Diese Schilderung kann man sich aus dem Generalstabswerk und aus dem jetzt ja gedruckt vorliegenden

„Tagebuch“ ergänzen. Steinmetz, der die große Uebermacht vor sich sah, hatte um Unterstützung gebeten und eine Gardedivision war ihm zugesagt. Da kam die Nachricht, daß Bonin bei Trautenau zurückgegangen sei; man bedurfte nunmehr des gesamten Gardecorps nach dieser Seite. Steinmetz schaute sich trotzdem nicht, seinen Gegner anzupacken, aber, schreibt der Kronprinz, natürlich war ich in Sorgen, da ich mir sagte, daß er nicht ohne dringendste Noth um mehr Truppen gebeten haben könnte. „Gegen 2 Uhr erhob sich eine ungeheure Staubwand, die in der Richtung auf Nachod sich bewegte, so daß wir eine Zeitlang sicher glaubten, das V. Armeecorps sei zu einer Rückwärtsbewegung genöthigt worden.“

Es war nicht so. Der Entschluß trotz des Erfolgs von Trautenau die einmal ergriffene strategische Aufgabe standhaft durchzuführen, hatte sich bereits mit dem Siegeslorbeer belohnt. Wer sich aber einmal lebendig in eine solche Schlachtscene hineinversetzt, wird auch empfinden, daß die Charakterisirung Freytags dem Kronprinzen durchaus nicht gerecht geworden ist. Sie ist entsprungen nicht der unmittelbaren Anschauung des Dichters und Menschenkenners Freytag im Hauptquartier, sondern einer unzulänglichen Einsicht in das Wesen der Kriegsführung. Daß Freytag bei seiner Darstellung sich eines erfahrenen militärischen Beiraths nicht bedient hat, erhellt auch aus der durchaus falschen, ja nach dem Erscheinen des Generalstabss-

werks unglaublich falschen Charakteristik der Schlachten Batailles bei Meß.

Es ließe sich noch manches sagen über die Art wie der Kronprinz bei all seiner Liebenswürdigkeit und Weichheit, die militärische Autorität aufrecht zu erhalten wußte; wie er einmal einen kommandirenden General, der ehedem sein eigener Vorgesetzter gewesen war, so empfing, daß dieser verlangte vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; welche keineswegs bloß vorübergehende Bedeutung „der holde Rausch fremder Poesie“ die Persönlichkeit des Kronprinzen für die Vermählung mit den Süddeutschen hatte; wie der prächtige alte Kriegsmann, der schon unter Napoleon gefochten, der General von Hartmann, als der Kronprinz die ersten eisernen Kreuze an die Bayern vertheilte, mit Thränen in die Worte ausbrach, „für einen solchen Herrn läßt man sich gern todschießen“ — aber für diesmal zur Kritik der Freytag'schen Charakteristik mag es genug sein. Ich denke es ist schon ein ganz anderer Kaiser Friedrich der erscheint, auch wenn man nichts thäte, als die eben entwickelten Züge der Freytag'schen Skizze hinzufügen.

A u f r u f .

Im Elsaß hat eine Anzahl deutscher Männer sich in dem Gedanken geeinigt, unserem in Gott ruhenden Kaiser Friedrich ein Denkmal bei Wörth zu errichten. Der Gedanke hat gezündet und es ergeht jetzt der Aufruf zur Bekehrung in alle deutschen Lande, sowie in die Ferne hinaus, soweit Deutsche wohnen, welche dem Frühvollen- deten ein liebevolles Andenken widmen.

Nach den schweren Zeiten von Angst und Trauer, welche wir um ihn durchlebt haben, verlangt die deutschen Herzen darnach, sein Bild wieder in der Helden gestalt zu schanen, wie er der Geschichte angehört, und es giebt für ein Friedrichsdenkmal keinen würdigeren Platz als das Schlachtfeld von Wörth, wo unter seiner Führung das Waffenbündniß zwischen Nord- und Süddeutschland besiegt wurde und der erste glorreiche Sieg der Welt zeigte, was vereinte deutsche Kraft vermag. An dieser Stelle wird das Denkmal nicht nur ein dauerndes Zeugniß unserer unauslöschlichen Liebe sein,

sonderu auch ein Unterpfand dafür, daß wir und unsere Nachkommen treu und fest bewahren, was wir dem ersten Kronprinzen des deutschen Reichs und seinen tapferen Streitern verdanken.

An der Errichtung eines solchen Denkmals, das unter den auf dem Kampfplatz vorhandenen Kriegerdenkmälern den bekrönenden Mittelpunkt bilden soll, wird die ganze Nation sich betheiligen und die Reichshauptstadt wird nicht zurückstehen.

Nachdem Seine Majestät der Kaiser und König geruht haben, vorbehaltlich weiterer Entschließung über die Wahl des Platzes und die Art der Ausführung, die Errichtung eines Kaiser-Friedrich-Denkmales bei Wörth zu genehmigen und der Kaiserliche Statthalter von Elsass-Lothringen das Protektorat übernommen hat, erlauben wir uns hierdurch unsere Mitbürger zu einer lebendigen Theilnahme an dem nationalen Werk herzlich einzuladen und bitten Alle, welche dazu geneigt sind, ihre Beiträge an unseren mitunterzeichneten Schatzmeister, Herrn Geheimen Oberfinanzrath Dr. Nüdorff, Präsident der Preußischen Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft (Unter den Linden 34), einzuzahlen zu wollen.

Berlin, im März 1889.

Das Berliner Komitee
für das Kaiser-Friedrich-Denkmal bei Wörth.

Dr. Aßmann, Bischof i. p., katholischer Feldprobst der Armee.
C. Becker, Präsident der Akademie der Künste. G. Bleibtreu,

Professor und Historienmaler. G. von Bleichröder, Geh. Kommerzien-Rath. Graf von Blumenthal, General-Feldmarschall. Bosse, Kaiserl. Direktor im Reichsamt des Innern. A. Delbrück, Geh. Kommerzien-Rath. Düncker, Geh. Regierungs-Rath, Bürgermeister von Berlin. Graf zu Eulenburg, Königl. Ober-Ceremonienmeister. Frenzel, Vorsitzender der Altesten der Künstlerschaft. Dr. Gerhardt, Prof., z. B. Rektor der Universität. Dr. R. v. Gneist, Professor. Dr. Goldschmidt, Professor. Freiherr von der Goltz, Oberfiskialrat. v. Hahnke, Generalleutnant und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs. A. v. Hansemann, Geh. Kommerzien-Rath. Dr. H. v. Helmholz, Professor. Ittenbach, Generallandteur. Dr. A. W. v. Hofmann, Professor. Dr. Jordan, Geh. Ober-Regierungsrath. v. Levetzow, Landesdirektor der Provinz Brandenburg, z. B. Präsident des Reichstages. Ernst Mendelssohn-Bartholdy. Graf v. Moltke, General-Feldmarschall. Dr. Richter, evangelischer Feldprobst der Armee. F. Schaper, Bildhauer und Professor. Dr. G. Schmoller, Professor. Graf von Seckendorff, Ober-Hofmeister Z. Majestät der Kaiserin Friedrich. Dr. W. v. Siemens, Geh. Regierungsrath. Dr. v. Stephan, Staatssekretär des Reichspostamts. Dr. H. v. Treitschke, Professor. v. Wedell, Minister des Königlichen Hauses. E. v. Wildenbruch. v. Winterfeldt, Generalleutenant.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Dr. Curtius, Geh. Regierungsrath und Professor. H. Delbrück, Professor (Schriftführer) (Berlin W., Einfir. 42). v. Hofmann, Staatsminister (Vorsitzender). v. Mischke, Generalleutnant und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Dr. Rüdorff, Geh. Oberfinanzrath, Präsident der Preuß. Central-Bodencredit-Aktiengesellsch. (Schatzmeister). R. Rudloff-Grübs. Dr. Schöne, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath, General-Direktor der Akgl. Museen. Dr. v. Sybel, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath, Direktor des Geh. Staatsarchivs. A. v. Werner, Professor, Direktor der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste.

Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

(Monatsschrift für Politik, Geschichte, Kunst und Literatur.)

Inhalt des Juliheftes:

Zum Abschied. (Heinrich von Treitschke.) — Gottfried Keller. Zum siebzigsten Geburtstage. (Dr. Franz Servaes.) — Der Ursprung der Oper. (Carl Krebs.) — Die Christenverfolgung unter Diocletian und seinen Nachfolgern. (Prof. Dr. Gustav Krüger.) — Das neue wirthschaftspolitische System in Schweden. (Heinrich Martens.) — Politische Correspondenz. — Notizen.

Inhalt des Augustheftes:

Die Ideen Steins über deutsche Verfassung. (Hans Delbrück.) — Schulverhältnisse in Belgien. (Theodor Wenzelburger.) — Christian Rauh. Betrachtungen über Ursprung und Anfänge moderner deutscher Plastik. (Carl Neumann.) — Ueber mexikanische Poesie. (K. Brückmann.) — Deutschland und der Panama-Canal. (H. Polakowstky.) — Politische Correspondenz. — Notizen.

Inhalt des Septemberheftes:

S. v. Kirchmaier's Philosophische Bibliothek. (Adolf Lasson.) — Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. I. (Hans Delbrück.) — Formale Bildung. (Paul Cauer.) — Ueber Rentengüter. (Sombart - Ernsleben.) — Politische Correspondenz.

Inhalt des Octoberheftes:

Der Ursprung des Weihachtsfestes. (Carl Weizsäcker.) — Wilhelm Wattenbach. Zum 22. September 1889. (S. Löwenfeld.) — Die letzte Herzogin von Celle. (Dr. Adolf Köcher.) — Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. II. (Hans Delbrück.) — Politische Correspondenz. — Notizen.

Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen
Buchhandlungen und Postämtern.





HG.B.
F 8525
.Yd

Ircerick III, Gerr n Mutor

Author Dallack, Hans.

Title Kaiser Friedrich's Tagebuch.

DATE.

NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

